

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

236 (10.10.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Das Traktat vom frommen Soldaten

Von Peter Polter

Eines Abends brachte die Feldküche ein paar Kilo fromme Traktatchen, und die Ellenboiler mußten sie nach vorn in die Gräben mitnehmen. Bei uns floßen sie fürs erste in eine Ede, um gelegentlich verbraucht zu werden.

Es war gerade ruhige Zeit im Abschnitt, und das Leben war mitunter etwas langweilig. Das heißt, uninteressant hätte es ja bis in die Ewigkeit so bleiben können, aber manchmal wachte man eben nicht recht, was anfangen. So griff ich mir gelegentlich mal eine Handvoll von den Traktatchen, um ein bißchen darin zu kramen.

Der Inhalt war der übliche und wenig aufregend. Reichliche Gedichte, salbungsvolle Betrachtungen, moralische Geschichten für kleine Kinder und solche, die es werden wollten, und für uns Grabenschweine mohlollende Aufmunterungen, wie für uns ehrenvoll es doch sei, sich für Thron und Altar die Knochen kaputtschießen zu lassen.

Schon wollte ich den ganzen Kram wieder in die Ede zurückwerfen, da fiel mein Blick auf einen Artikel: „Wunderbares Erlebnis im Schützengraben“. Von einem Frontkämpfer. „Hallo“, dachte ich, „das ist etwas für uns!“ Und begann zu kramen.

Der Artikel fing folgendermaßen an: „Von einem treuen Mitstreiter unserer Gemeinde, das die letzten Kämpfe an der Westfront mitgemacht hat, wird uns geschrieben: Es war an einem glühenden Julitage. Die Sonne brannte unbarmherzig herab. Seit Tagen lagen wir im heftigsten Geschützfeuer. Weber Verstärkungen, noch Lebensmittel konnten zu uns heran. Wir standen im wahren Sinne des Wortes einsam und allein in Gottes Hand!“ Nun, das raffierte er aber und war nichts Besonderes. Auch war es in die unangenehme Beileiterscheidung des Krieges, daß man es in eben allzu sehr in Gottes Hand befand. Eine größere Möglichkeit des Selbsttötens wäre uns weit lieber gewesen.

Aber nun weiter: „Jedoch über die ununterbrochene Lebensgefahr und den Mangel an Nahrungsmitteln hätte ich mich noch hinweggesetzt. Weit schlimmer war der entsetzliche Durst, der uns peinigte. Kein Tröpflein Wasser war im Graben anzutreffen. Die Junge ließe uns wie verdorrte am Gaumen. Fast verstimmt waren wir, und keine Lust mehr vorzubringen, daß unsere Duelle gelindert wurden!“ Mit Schmerz und Trauer muß ich nun sagen, daß meine Kameraden in dieser Lage sehr wenig Gottvertrauen zeigten. Sie schluchzten und lästerten, statt im Gebet Erquickung zu suchen, wie ich es tat.

Aber mit Schrecken fühlte auch ich, wie das Fleisch immer fester in mir wurde, und in höchster Not fand ich mitten im Graben auf die Knie und begann mit lauter Stimme den Allmächtigen um Milderung unserer Leiden oder um Erlösung anzuflehen.

Sieht und hebt proflekte von allen Seiten auf mich herab. Man beschämte mich wegen meiner „Frömmlichkeit“, man warf mich mit Erde und lästerte in den heillosen Ausdrücken. Da — plötzlich — ein furchtbarer Rasch — ein Feuerball — eine Kautschowolle! Und wie von einer Riesenhaut wurde ich ergriffen und gegen die Grabenwand geschleudert!

Als ich wieder zu mir kam, sah ich etwas Furchtbares. Eine Granate war in unserem Abschnitt eingeschlagen und hatte ein kleines Loch in die Erde gerissen. Ich selbst war unverletzt geblieben, aber die anderen, die Süßler und Läufer, lagen teils tot, teils entsetzt verstümmelt umher! Unmittelbar war es Gottes Zorn, der sie unmittelbar nach ihrem Verbrechen getroffen hatte!“

Somit der fromme Soldat. Was nun aber weiter kam, war doch etwas klarer Lobal!

Aber Gott ist nicht nur, die ihn vereinen, sondern er hilft auch denen, die unerbittlich an ihn glauben! Ich glaube meine Augen nicht zu trauen, aber als ich in den Granatrichter blickte, sah ich in der Tiefe eine Quelle fließen und reichte in Wasser aus der Erde heraus! Jauchzend lief ich alle die halb verdurrteten, wie ihnen das Wunder, und wie läßt der Schicksal nicht mehr mangelte. So, bis ich der Herr den Segnen!“

Dies schrieb der fromme Soldat im „Stuttgarter evangelischen Mitteilungsblatt“ vom September 1916.

Ich war baff. Ich war einfach sprachlos! Ich trommelte die ganze Horde zusammen und las ihnen die Geschichte vor. „Bist du bißförmig?“ fragte der Seinerzeit. „Doch müßt du uns verzeihen.“

Es wurden so weitend, daß sie nicht einmal darüber lachen konnten.

„Mensch, denen schreiben wir einen laugroben Brief!“ rief der Schmitz, der immer für radikales Vorgehen war. „Wir sitzen doch nicht hier in der Schmeierei, um uns veräppelt zu lassen!“

„Nein, das macht man anders“, belehrte ich ihn. Wir fragten sehr höflich die Redaktion an, ob sie uns nicht mitteilen will, wann und wo die Geschichte passiert ist, und wer der fromme Mann ist, der die Sache erlebt haben will. Das unterzeichnen wir alle und dann wollen wir mal sehen, was sie antworten.“

Der Brief nach Stuttgart wurde geschrieben, von sechs Mann unterzeichnet — der Leutnant wollte leider nicht mit heran — und abgeschickt. Und dann warteten wir auf Antwort.

Aber natürlich haben wir von den Stuttgarter Missionaren nie etwas gehört. Der geistliche Herr, der das Blättchen herausgab, hatte sicher keine Zeit zum antworten. Er war scheinbar zu sehr damit beschäftigt, neue Wundermärchen von der Front auszusenden, die er seinen gläubigen Schäfchen vorlesen konnte.

Als ich später im Stuttgarter Kasarett lag, da habe ich ihn mal vorgeknöpft. Da war er erst sehr betrübt über den schrecklichen Unglauben, der aus meiner Frage sprach, und dann wollte er mich melden, weil ich — — na ja!

Er hat es aber doch lieber unterlassen.

Süddeutschland als Erdbebenherd

Das in der Nacht zum Mittwoch verdrühte Erdbeben in verschiedenen Teilen Badens, im hohen Schwarzwald, im Breisgau, sowie in schillernden Landstrichen Württembergs, Bayerns und der Schweiz hat nach vorliegenden Berichten einen sehr ausgedehnten Bereich umfaßt und bemerkenswerterweise Gebiete betroffen, innerhalb welcher auch die noch vielfach in Erinnerung gebliebenen Erderschütterungen am 11./12. Dezember 1924, am 20. Juli 1913 und am 16. November 1911 wahrgenommen wurden.

Wie bei jenen Erdbeben, so dürfte es sich auch bei dem neuesten um ein solches

tektonischen Ursprunges

handeln. Man unterscheidet in der Regel drei Arten von Beben und zwar die sogenannten „Einfurten“, die durch Einsturz von Hohlräumen in der Erdkruste hervorgerufen werden, sodann „vulkanische Beben“, die gewöhnlich vulkanischen Ausbrüchen vorangehen oder sie begleiten und zuletzt ihren Ursprung finden, sobald die gegen die Erdkruste anliegenden feurigen Massen durch den „Kratzer“ ihren Ausgang gefunden haben, endlich die „tektonischen“ oder „Dislokationsbeben“, die auf Veränderungen des Baues der festen Erdkruste, Verdrückung ihrer Schichten usw. beruhen. Sie sind auf Vorgänge zurückzuführen, welche ganze Gebirge empormöhen oder in die Höhe falten, Gebirgsfalten in langen Bruchspalten zersprengen, hochheben oder in die Tiefe senken. Im allgemeinen gehen diese Bewegungen unmerklich langsam vor sich, hin und wieder aber erfolgen sie, zwar nur in geringem Ausmaße, aber dennoch mit bestimmter Geschwindigkeit, ruck- und stoßweise; sie machen sich damit als Erdbeben bemerkbar, die ihre Wellen in noch stärkerer oder weniger weit durch die elastische Erdkruste hinausenden. Sehr häufig bringen diese Wellen, auf Schollen stehend, die noch nicht ihre endgültige Gleichgewichtslage gefunden haben, diese zu selbständigem Schwanken, so daß das Erdbeben auf ihnen in bedeutenderer Stärke auftritt, als in den dem Herde näher gelegenen Gebieten. Ausgelöst werden die Bewegungen oftmals durch meteorologische Vorgänge, wie z. B. im Jahre 1911 durch die langandauernde Dürre, gegenwärtig durch außerordentliche Regenfälle, heftige Erregungen, die auch auf das Gletschereis im Erdinneren nicht ohne Einfluß bleiben. Tatsache ist ferner, daß die tektonischen Erdbeben gegenüber den Einfurten und Vulkanbeben weitaus in der Mehrzahl sind und auch die größten Erderschütterungen umfassen.

An und für sich treten Erdbeben im mittleren Europa, insbesondere auch in Deutschland, nicht häufig auf, jedenfalls in keinem Vergleich zu den erdbebenreichen Ländern auf dem Balkan, in Ostasien oder gar in Chile und Japan. Innerhalb unseres Reiches liegt allerdings der Südbereich, also Baden und Württemberg mit den anstehenden Gebirgszügen, bezüglich der Erdbebenhäufigkeit an erster Stelle. Vor allem ist es hier das Rheintal und seine Nebenbänder, namentlich der Schwarzwald, die relativ oft von Erdbeben erschüttert werden. Nicht sind jedoch diese Erdbeben von so schmerzhaftem Charakter, wie die tektonischen, sondern sie sind meist von den empfindlichen Seismographen aufgezeichnet worden. Das heftigste Erdbeben, das wohl die Landstriche betroffen hat, war das vom 18. Oktober 1936; es zerstörte die Stadt Rastatt und zahlreiche Orte der Umgebung fast vollständig und kostete vielen hundert Menschen das Leben. Ein weiteres Beben richtete im Jahre 1682 starke Zerstörungen in den Südböden an; auch Strassburg wurde im Jahre 1802 mehrfach heftig erschüttert. Von dem Erdbebenherd im Gebiete des Schwarzwaldes im Südböden gingen in den Jahren 1880—1902 vierzehn Erdbeben aus. Weitere Erdbebenherde finden sich am Ostrand des Schwarzwaldes, auf der Saar, im Hegau und Bodenseegebiet, bei Freiburgstadt, am Kaiserstuhl und neuerdings ein besonders „tätiges Erdbebenzentrum“ auf der Rauhen Alb bei Ebingen und

Balingen. Zu den bedeutenderen Erdbeben der letzten Jahrzehnte zählt u. a. das vom 17. November 1891, das seinen Ursprung in Senkungsbewegungen in der Breisgauerucht nahm. Dann folgten Beben am 13. Januar 1895 und am 22. Januar 1896; das letztere erschütterte nachts gegen 1/1 Uhr große Teile des mittleren und südlichen Badens und erstreckte sich etwa von Baden-Baden bis Konstanz, wobei hauptsächlich die Orte Reutlingen, Tübingen, Vöhringen und Bonndorf, also die unmittelbare Feldbergumgebung, betroffen wurden; in den Sauerländer entzündeten Risse und ausgemachte Türen wurden aufgeschlagen.

In der Nacht vom 19./20. Januar 1897 fand ein Erdbeben in der Umgebung von Laubach statt, das aus Senkungsvorgängen an den Rheintalpalen zurückzuführen war. Im Jahre 1898 ereigneten sich drei Erdbeben, ein erstes schwaches im Tübingen- und Reutlingen-Gebiet, ein zweites am 6. Mai, das namentlich in Tübingen, Reutlingen, Vöhringen und Schopfheim verdrüht wurde, schließlich ein drittes am 6. Oktober, das in Oberöden, in der Rauhen Alb und im Tübingen-Schwarzwald bei Villingen und Tribsen empfinden wurde. Das Jahr 1899 brachte kein erstes Erdbeben am Fastnachtsdienstag nachmittags kurz vor 5 Uhr; seinen Ausgang hatte es im Kaiserstuhl und ging von hier aus nach vier Himmelsrichtungen weiter, ostwärts über Freiburg-Emmendingen hinaus, nordwärts über Reutlingen und Herbolzheim und richtete westlich fast bis Kolmar und südlich bis Heilsbrunn. War hier zwar die Ausdehnung nicht bedeutend, so war die Wirkung um so größer. Im Gebiete der größten Erderschütterung, im westlichen Kaiserstuhl, stürzten Kamine ein, Dachziegel wurden abgehoben, Gegenstände schwanken bedeutend, Mauern bekamen Risse usw. Am Rheinufer bei Balingen entstand sogar eine 25 Meter lange, fußbreite Bodenpalte. Der Stöckel von unten und ging nach oben. Ein zweites Erdbeben in diesem Jahre erfolgte in der Nacht zum 3. Juli, das sich als lokale Erderschütterung im Feldbergbereich darstellte. Im Jahre 1901 verdrühte man ein heftiges Erdbeben am 24. März gegen 1/5 Uhr, das die stärksten Erderschütterungen im Rheintal bei Schopfheim, im Münsterthal und im Bodenseegebiet aufwies.

Weitere Erdbeben brachte der Morgen des 23. Mai 1901 in der Gegend von Rastatt bis Ebingen, das von donnerähnlichem Geräusch begleitet war und seine Ursache in einer Verdrückung von Gesteinsmassen längs einer Berwerfungsplatte hatte. Auch im Jahre 1905 wurde Süddeutschland mehrmals und zwar in den Tagen vom 22.—29. März, am 20. und 24. April und am 22. Juli erschüttert. Besonders heftig waren die Erdbebe am 22. März in der Rheintal, wo Schanzeneine einströmte, Rastatt und Gersheim umfien und sonst erhebliche Sachschaden entstand. In den folgenden Jahren ereigneten sich mehrfach meist unbedeutendere Erderschütterungen, hauptsächlich im südlichen Hochschwarzwald, bis am

16. November 1911 das schwerste Erdbeben

seit Jahrzehnten ganz Süddeutschland, die Schweiz bis Italien, Frankreich, Teile von Norddeutschland und Oesterreich in Mitteleuropa erschütterte. Dieses Erdbeben mit seinem Erdbebenzentrum in der Rauhen Alb richtete vielerorts großen Sachschaden an; der heftigen Schanden bauernde Erdböse wirkte sich besonders im Bodenseegebiet in merkwürdiger Weise aus und führte in den Großstädten, wie in kleineren Gemeinden zu Panikstimmungen. Ein minder heftiges Erdbeben ereignete sich am 20. Juli 1913, das ein fast ähnlich großes Erderschütterungsgebiet umfaßte und seinen Ursprung wieder in den Berwerfungsgebieten der Rauhen Alb hatte. Dann folgten in den nächsten Jahren wiederholt leichtere und räumlich beschränkte Erderschütterungen, unter denen die am 11./12. Dezember 1924 und am 27. Januar 1928 beobachteten als die erheblichsten und bemerkenswertesten der letzten Jahre anzuzählen sind. J. C.

Die Toten ohne Kopf

Kriminalroman von Hans Regina von Rod

Copyright 1930 by Ernst Oldenburg, Leipzig.

(Nachdruck verboten)

Dicht neben ihm gellte ein tierischer Schrei auf — ein Schnaufen, Stampfen — dann an ihm vorbei — er meinte heißen, feuchenden Atem zu spüren — und dann dröhnte ein Poltern, als ob zwei ineinander verknäuelte Ringer zu Boden stürzten.

Dem folgte unheimliche Stille, in die nur die herbeieilenden Schritte von Fabre und seinen Leuten hallten. Schon hüpften die Strahlen ihrer Laternen durch den Türspalt. „Hallo! Monsieur Moon?? Leben Sie?“

„Danke der Nachfrage, zufällig ja.“ Der Detektiv trat vor. „Jetzt laß der Raum, von vier Lampen erhellt, wieder in vollem Lichte da.“

Die Blendlaternen beschienen ein grauenvolles Bild. Auf dem Boden lag — von der Körpermasse des Reigers fast bedeckt — ein Mann mit weissem Mantel. Die Junge hing ihm aus dem Mundwinkel in den bräunlichen Bart, die Augen waren aus den Höhlen getreten und seine Kehle war von den verknäuelten schwarzen Fingern zusammengeschnürt.

Wie kam es, daß der Reiger noch immer nicht abließ von der Gurzel seines Opfers?

Die Polizisten hasten an und wälzten den Körper des Kielen um. Schloß laut James zur Seite. In seinem Herzen stand das schmale Operationsmesser.

Auch der andere war tot.

Im Sturz hatte der Schwärze dem Gedrosfelten das Genick gebrochen.

„Moon beutelte sich. „Bist du Teufel! Der tödliche Griff dieser Reiger — und das Messer — das hat beides mir gesollt!“

Fabre wollte sich zu den Leichen bücken, doch Moon zog ihn zum Tisch. „Die Lebenden gehen vor!“, sagte er.

Ueber dem Tisch schlenkerte noch immer die serichmettete Lampe hin und her.

Ihre Scherz aliherten auf der natten Brust des Gefesselten, der in tiefer Ohnmacht lag.

Die Polizisten leuchteten ihm ins verfallene Gesicht, aus dem

jeder Blutstropfen gewichen war. Es war aschgrau, grau wie der struppige Schnurrbart und das wirre Haar.

„Mein Gott!“, rief der Kommissar. „Das — ist — doch — Professor Perraud!“

„Allerdings. Und wären wir eine Minute später in Montebon eingetroffen, so hätte es einen Toten ohne Kopf mehr gegeben.“

Er läßt die Kiemen, mit denen der Bemühtlose an den Martertisch gebunden war.

Nach langen Bemühungen gelang es, den Gefesselten, der so unaussprechliche Qualen durchgemacht, zu sich zu bringen. Er war aber von der seelischen und körperlichen Folter herart erschüttert, daß er sich keiner Errettung nicht gleich freuen konnte — ihrer kaum bemerkt wurde.

Sie hatten ihn in einen bequemen Lehnstuhl gebettet. Dort lehnte er anatisch und ließ sich gebudlia Kognak einflößen.

Professor Perraud, der Beschwundene und Totgelebte, war gefunden, nicht als Mißgebildeter, sondern als Opfer.

Wie aber war sein Fingerabdruck auf die Leiche Louis Grands gekommen? Sobald er vernehmungsfähig war, würde man das ja erfahren.

Doch es harrten noch viele Rätsel der Lösung. — Moon und Fabre wandten sich wieder den entsetzten Verbrechen zu, die einander in groteskem Zufall selbst mörderisch zerfleischt hatten und so der irdischen Gerechtigkeit entgangen waren.

Der Kommissar neigte sich über den entstellten Toten, dessen blutige Verbrechen ihm so viel Kopfzerbrechen gemacht, nach dessen Spuren er rafflos suchte.

Nun lag er vor ihm.

Doch ein anderer, ein Höherer, hatte ihn zur Strecke gebracht, freilich nicht einmal mit seiner Hilfe, sondern — er gestand sich das ein — mit Hilfe dieses Glücksviles Moon.

„So furchtbar wie seine Untaten — so furchtbar war das Ende Koghetts!“, sagte Fabre.

„Kogheti?“, machte Moon gedehnt. „Sie täuschen sich, Herr Kommissar.“ Er blickte sich rasch und löste vom Gesicht des Toten mit einiger Anstrengung den salzigen Kollbort, der mit Wackel fest an die Haut geklebt war.

Ein leiser Schrei des Entsetzens kam aus dem Lebnisse. Keiner hatte auf den Professor geachtet; der lag jetzt hoch aufgerichtet und starre fassungslos und doch begriffend auf die Leiche im weissen Mantel.

„Mord!“

„Ganz recht, Herr Professor.“

„Ich verstehe nicht...“, sagte Fabre.

Moon erhob sich. „Der Mörder, der seinen Opfern die Köpfe abschneidet, der ganz Marseille in Schrecken versetzte, hieß Arphonis Morel und war der Assistent des Professors.“

Der Kommissar rang nach Atem. „Und wo — steht — dann Kogheti?“

Moon lächelte. „Sie werden doch hier sowieso eine kleine Hausdurchsuchung vornehmen. Nicht? Und dabei wird — wenn ich nicht irre — auch die Frage Beantwortung finden!“

„Wie? — Ah ja! — Meinen Sie?“ Er suchte tatendürftig mit dem Revolver und stürzte aus dem Zimmer.

„De — Kollege!“, rief ihm der Detektiv nach. „Reden Sie ruhig Ihren Schießprügel ein. Kogheti macht Ihnen nichts, der ist viel zu lebenswürdig dazu!“

In einem nassen Keller, der in den Fellen der Festung gehauen war, und dessen wuchtige Balken jeden Fluchtversuch vereitelt hätte, lag wimmernd der Besitzer der weißen Villa am Corniche.

Als man ihn aus seinem Gefängnis herausbeförderte, stehete er in den höchsten Tönen um Gnade, weil er überreuet war, daß sein festes Stündlein geschlagen habe.

Er fand sich erst auredt, als er oben im Lampenschein die Uniform der Polizisten erkannte.

Nun weinte er vor Freude, umarmte den Detektiv in echt forstlicher Kübrung und mit einem Schwall schmeichelhafter Worte pries er Moon als Retter und Helben.

An Fabres Galle trat der Reid. Er hatte sich ehrlich geschunden, redlich bemüht und mußte nun zusehen, wie der andere den Rahm abschöpfte! Keine Bogatelle das!

Moon wehrte Koghetts Schmeicheleien, denen Fabre kleinlaut beistimmte, fast grob ab. Ihm war der ältige Kerl — wenn er auch von seiner Unschuld längst überzeugt war — noch immer unheimlich.

„Ich habe Sie nicht aus dem Keller gezogen, Doktor Kogheti! Ihr Fall ist mir schnuppe — die ganze Norddeutsche geht mich nichts an. Das ist Sache der Marceller Polizei. Und Sie dürfen nicht ungehalten sein, Herr Kommissar, daß ich mich überhaupt in diese Affäre gemischt habe. Ich habe es nur getan, soweit das mein Auftrag erforderte. Mein Auftrag hat gelaftet: Professor Perraud zu finden. Ich habe ihn gefunden. Damit ist meine Mission beendet.“

(Fortsetzung folgt.)